Der Hausfreund
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"
Nr. 39 Lemberg, am 29. Scheiding (September) 1929

Der verlorene Sohn

Roman von Elsbeth Borchart.

5)

Wieder kam ein Aechzen aus Helmbrechts Brust, dann holte er tief und schwer Atem.

„Er starb nicht — — damals noch nicht — — jetzt weiß ich nicht — —"

Abgebrochen und verworren klangen die Sätze. Der Amerikaner wußte sicherlich nicht, was er daraus deuten sollte. Mit vorn übergebeugtem Oberkörper saß er da und wartete ab, bis Helmbrecht weitersprechen würde.

„Es ist schlimmer als das," brach dieser endlich los. „Mr. Williams," er tastete nach der Hand des Ingenieurs. „Sie haben sich mein Vertrauen in jeder Hinsicht erworben — — es wird mir wohltun, wenn ich Ihnen die traurige Geschichte erzählen dürfte."

„Sprechen Sie, Herr Kommerzienrat," erwiderte Williams mit seltsam bewegter Stimme, „ich werde Ihr Vertrauen zu ehren wissen."

„Ich hatte einen Sohn, aus erster Ehe — — meine erste Frau starb sehr früh. Er war ein hoffnungsvoller, begabter, lebensmutiger Junge — — mit sechzehn Jahren schon in Oberprima. Die größten Hoffnungen setzte ich auf ihn — — er war meine Freude, mein Stolz. Da — —traf mich der furchtbare Schlag. Mein Sohn war — — zum Verbrecher geworden."

„Herr Kommerzienrat!" schrie Williams auf.

Helmbrecht richtete seinen glanzlosen Blick auf den Amerikaner. Es war eine unwillkürliche Bewegung, denn die armen Augen sahen kaum einen Schimmer — kaum die Umrisse seines Gegenübers.

„Sie staunen," fuhr er trübe fort, „und doch ist es so. Er hatte mir eine bedeutende Summe aus dem Kassenschrank meines Privatkontors — — entwendet."

„Unmöglich!"

„Sie begreifen es nicht, Sie meinen, ich hätte meinem Sohn stets ausreichende Mittel gegeben? — — Das stimmt, und ich weiß auch heute noch nicht, wozu er die Summe verwandte. Alles Drängen und Drohen half ja nichts; er blieb verstockt und sagte nicht, wozu er das Geld verwendet hatte und bei ihm wurde nicht mehr ein Pfennig gefunden."

Williams hatte sich von seinem Schrecken und Staunen bereits erholt.

„Aber mein Himmel, Herr Kommerzienrat, wie kamen Sie denn dazu, gerade Ihren Sohn zu verdächtigen? Hatte er Ihnen denn schon vorher jemals Anlaß zu solchem Argwohn gegeben?"

„Niemals! Das kam so plötzlich über mich — — so verwirrend. Ich gab ihm, nach meiner Meinung, ein ausreichendes Taschengeld — — es muß ihm wohl nicht genügt haben. Freilich — —" er stockte und würgte etwas Quälendes hinunter — — „er war wenig daheim, blieb nach der Schule meist noch in der Stadt, — — mit seinen Freunden zusammen. Ich argwöhnte nichts Böses — — ich ahnte ja nicht, welchen — — Passionen er nachging."

„Wer hat Ihnen das gesagt — — wer hat —"

Mr. Williams war aufgesprungen und stand nun vor seinem Chef. Es lag etwas Drohendes in seinen Augen — — doch den letzten Satz vollendete er nicht. Ein heißer Blutstrom war zu seinem Herzen gedrungen und machte seinen Schlag stocken.

Helmbrecht hatte, in trübe Erinnerungen verloren, keine Acht auf den Amerikaner, oder er nahm die Anteilnahme des Fremden, ihm Liebgewordenen, für selbstverständlich hin."

„Es wurde mir erzählt, von Menschen, denen ich nach dem Vorausgegangenen Glauben schenken mußte."

„Wer waren diese Menschen?" fragte Williams und setzte sich wieder auf den Stuhl zurück.

„Sie kennen Sie nicht, Mr. Williams. Es waren Menschen, die meinem Sohn einst nahe standen — — sein Freund und — —"

„Wie? Sein Freund?" unterbrach Williams ihn.

„Glauben Sie nicht, daß der Freund ihn verraten hat. Es hat unendlicher Mühe bedurft, ihn zum Reden zu bringen. Mir gegenüber hätte er es nie verraten. Er vertraute es einem anderen an, einer mir sehr ergebenen Person."

„Und der — — glaubten Sie mehr als — — dem eignen Sohn?"

Diese Frage klang wie ein Vorwurf, und Helmbrecht schien sie auch als solchen zu empfinden.

„Ich sehe schon, daß ich Ihnen die Angelegenheit näher erklären muß, Mr. Williams," erwiderte er. „Sie halten mich sonst für einen Menschen, der blind, ohne Beweise verurteilt, noch dazu seinen einzigen Sohn. Nein, er wäre wohl der letzte gewesen, gegen den ich Verdacht geschöpft hätte — — Schon öfter merkte ich in der Kasse meines Privatkontors kleine Fehlbeträge, die ich mir schon darum nicht erklären konnte, weil niemand außer mir und meinem Sohn den Raum betrat. Ich fing jetzt an, genau jeden Abend die Summe nachzurechnen, damit jeder Irrtum meinerseits ausgeschlossen war. Und da machte ich eines Tages die Entdeckung, daß mir eine größere Summe in der Nacht abhanden gekommen war. Dieser Umstand war nur auf einen Diebstahl zurückzuführen. Da ich aber absolut keinen Anhalt zu einem Argwohn hatte, beschloß ich, mich auf die Lauer zu legen. Viele Nächte brachte ich in einem Raum zu, der gerade gegenüber dem Kontor lag, und dessen Tür eine kleine Glasscheibe hatte. In diesem saß ich Nacht für Nacht, hörte auf jedes Geräusch und beobachtete angestrengt die gegenüberliegende Tür.

Nichts Außergewöhnliches ereignete sich. Der Dieb mußte gewarnt worden sein. Da aber niemand außer den Hausbewohnern, und, wie ich glaubte, auch diese nicht einmal, eine Ahnung von meinem nächtlichen Aufenthalt in der Nähe des Kontors hatten, so mußte es unbedingt jemand in meiner unmittelbaren Nähe sein, der den Diebstahl verübt hatte. Ich hatte den Diebstahl vor allen, selbst meinem Sohn geheimgehalten, um nicht vorzeitig den Dieb zu warnen. Da nun meine Wacht erfolglos blieb und ich bereits mehrere Nächte nicht geschlafen hatte, beschloß ich, mich wieder in mein gewohntes Schlafzimmer zu begeben. — —

Als ich in der nächsten Zeit keine Fehlbeträge mehr bemerkte, wurde ich ruhig und vergaß die Angelegenheit beinahe.

Da stürzte eines Morgens meine Hausdame — — meine erste Gattin war damals bereits mehrere Jahre tot und ich war noch nicht zum zweiten Male verheiratet — in mein Zimmer. Sie stammte aus hochachtbarer Familie, war die Repräsentantin meines Hauses und führte mir die Wirtschaft.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen," rief ich, als ich in ihr bleiches, verstörtes Gesicht sah.

Sie zitterte so, das sie sich setzen mußte, und es verging eine Weile, ehe sie sich so weit erholt hatte, daß sie sprechen konnte. Endlich brachte sie es stockend und zagend hervor.

„Herr Helmbrecht — — was wollte — — Ihr Sohn — — in der Nacht — — in Ihrem Privatkontor?"

Ich sah sie sekundenlang schweigend an; ich begriff und verstand nicht, was sie eigentlich wollte. — — Plötzlich durchzuckte es mich mit einem jähen Schreck, eine Erkenntnis war mir gekommen, so unglaublich, so hirnverbrannt. Ob die Dame mir gegenüber den gleichen Argwohn gehabt hat, vermag ich nicht zu sagen. Nach meiner Meinung wußte sie von den fortgesetzten Diebstählen in meinem Hause nichts. Ich suchte ihr darum auch meine Erregung zu verbergen und fragte sie nur, wann sie meinen Sohn gesehen hätte, und wie es sich gefügt, daß sie ihm begegnete. Darauf erzählte sie mir, sie sei in der Nacht um 2 Uhr von einer Herzbeklemmung aufgewacht, habe sich angezogen, um ihre Baldriantropfen aus dem Eßzimmer, wo sie sie vergessen hatte, zu holen.

Dabei mußte sie an der Tür meines Kontors vorbei. Ihre leichten Filzschuhe hätten ihren Schritt gedämpft, und sie wäre von Georg — — das war mein Sohn — — nicht bemerkt worden. Als sie jemand im Korridor hantieren hörte, habe sie sich in einer Nische versteckt und gesehen, wie mein Sohn die Tür zum Kontor leise aufgeschlossen habe und darin verschwunden sei. Als ich sie fragte, ob sie in der Dunkelheit auch richtig erkannt habe, erwiderte sie, daß er eine Blendlaterne in der Hand gehalten, und daß der Schein derselben gerade sein Gesicht getroffen habe.

Ich wußte genug, gab aber meiner Hausdame irgend einen erfundenen Grund zu Georgs nächtlicher Anwesenheit in meinem Kontor an, um ihr meinen Argwohn zu verbergen. — — Kaum hatte sie mein Zimmer verlassen, eilte ich selbst in das Kontor und revidierte die Kasse. Sie können sich meinen Schreck nicht ausmalen, Mr. Williams — — ich glaubte, der Schlag träfe mich — — in der Kasse fehlte eine bedeutende Summe. — — In meinem ersten grenzenlosen Zorn eilte ich in das Zimmer meines Sohnes — — es war Sonntag, und er war daheim — — und schleuderte ihm wutentbrannt die Anklage ins Gesicht. Ich sah, wie er erbleichte und zurückzudte und nahm das als ein Zeichen seines bösen Gewissens. Mit drohender Gebärde stand ich vor ihm und befahl ihm, die gestohlene Summe herauszugeben. Da erst erwachte er zum Leben, aber er — — leugnete — — er tat, als wüßte er von nichts. Ich befahl ihm, mir alle seine Sachen zu zeigen — — durchwühlte mit zitternden Händen seine Schränke und Schubläden und fand in der Schublade seiner Kommode einen — — Nachschlüssel zum Kontor und — — die Blendlaterne — —. Ueber die Szene, die nun folgte, lassen Sie mich schweigen. Georg behauptete in seiner Verstocktheit — er wisse nicht, wie diese Gegenstände in seine Kommode gekommen wären, und über den Verbleib der Summe stand er mir auch nicht Rede und Antwort. Da blieb mir nur ein Mittel: ich mußte den ungeratenen Sohn nach Amerika verbannen. — —

Ich teilte ihm meinen unwiderruflichen Entschluß mit, und er blieb hartnäckig und störrisch bis zuletzt. Erst als er auf dem Schiff — — als er mir zum letztenmal Auge in Auge gegenüberstand, da sah er mich so bitter wehmütig an. „Vater, bei Gott, ich bin unschuldig," sagte er; fast gleichzeitig wurde das Abfahrtssignal gegeben, der Dampfer setzte sich in Bewegung und entführte mir den Sohn, den ich nie wiedersehen sollte — — — Aber seine letzten Worte wollten nicht mehr aus meinem Gedächtnis: sie verfolgten mich im Wachen und im Schlaf. Ich beschloß in meinem liebenden Vaterherzen, den Ungeratenen nach höchstens zwei Jahren Verbannung wieder zurückzuholen, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen. Die fehlende Summe hatte ich stillschweigend gedeckt und zu niemand über den wahren Grund von meines Sohnes Reise nach Amerika gesprochen. — —"

„Zu niemand?"

Mr. Williams, der bis hierher stillschweigend, aber mit weitgeöffneten Augen und starren Zügen der Erzählung Helmbrechts gelauscht hatte, tat jetzt diese Zwischenfrage.

„Doch — —" erwiderte Helmbrecht — — „zu meiner Hausdame und zu dem Freund meines Sohnes."

„Ah!"

Es war ein Ruf, so unbestimmbar in seinem Ausdruck und doch so qualvoll, daß Helmbrecht erstaunt innehielt.

„Was haben Sie, Mr. Williams?"

„Nichts, Herr Kommerzienrat. Fahren Sie bitte weiter fort: Was sagte die Hausdame und — — und der Freund Ihres Sohnes dazu?"

„Sie waren entsetzt und tief bekümmert — — sein Freund trat tapfer für seine Unschuld ein — aber die Beweise, die Blendlaterne und der Nachschlüssel, überführten ihn schließlich auch."

„Und — — die Hausdame?"

„Sie erklärte meinen Ratschluß, ihn nach Amerika zu schicken, als sehr gerecht und zweckmäßig — sie tröstete mich damit, daß er dort ein besserer Mensch werden und als solcher bald wieder ins Vaterhaus zurückkehren würde. Die gute Seele! Sie war mir und meinem Hause sehr zugetan; sie teilte stets Freuden und Leiden mit mir."

Ein eigentümliches Lächeln flog um Williams Züge. Dann sagte er:

„Sie war es auch, die Ihnen mitteilte, daß — Ihr Sohn das Geld zu üblen Passionen verbraucht habe?"

„Ja — —"

„Ah!" Wieder kam der gequälte Ausruf aus seinem Munde.

„Und sie — — konnte das beweisen?"

„Beweisen?" fragte Helmbrecht bitter. „Die Aussage des Freundes mußte uns genügen, ebenso, wie wir die Beweisstücke als einzigen Anhalt nehmen mußten. Ich durfte die Sache nicht an die große Glocke hängen. Es hätte nicht allein meinen Ruf untergraben, ich hätte auch die öffentliche Schande nicht ertragen können. Meiner Hausdame und ihrem Neffen — das war der Freund — — legte ich Stillschweigen auf, und sie haben ihr Versprechen redlich gehalten. Nie kam etwas von dem wahren Sachverhalt an die Oeffentlichkeit; ich kann es ihnen nicht genug danken!"

„Hm!" machte Williams — — „wäre es für Ihren Sohn nicht besser gewesen, die Sache wäre eingehend untersucht worden?"

„Wie meinen Sie das?" Helmbrecht richtete sich auf, und in seinen Zügen lag etwas Gespanntes. „Kamen Ihnen während meiner Erzählung Zweifel an der Schuld meines Sohnes?"

Der Amerikaner antwortete nicht sogleich; es war, als wenn er erst nachsänne.

„Ich will nicht gerade Zweifel sagen, nur — — meine ich — — sicher konnte man doch jedenfalls nicht feststellen — — zumal der Sohn — — es leugnete."

„Und die Beweise — — die Blendlaterne — — der Nachschlüssel? Gelten die Ihnen nicht genug?" fragte Helmbrecht zitternd vor Aufregung.

„Offen gestanden — — nein. Diese Gegenstände konnten ihm ja von jemand anders — —"

„Mein Gott, Williams, welche Zweifel regen Sie in meiner Brust an? Wenn Sie recht hätten, wenn — er unschuldig wäre und ich — — ich hätte ihn grausam verbannt und verworfen!"

Wie ein Schluchzen klang es durch seine Stimme. Da griff Williams beschwichtigend nach seiner Hand. „Regen Sie sich nicht auf, Herr Kommerzienrat, es war ja nur eine vage Möglichkeit, die ich da aufstellte, und wenn ich gewußt hätte, daß meine Worte Sie so aufregen konnten, hätte ich geschwiegen."

„Nein, nein — — Sie stellten ja nur die Zweifel auf, die ich längst selbst empfand — — hundert — — tausendmal — — eine innere Stimme rief mir schon oft zu: „Er ist unschuldig!" und Reue und Sehnsucht verzehrten mich. Aber — — auf den Zweifel, den Sie soeben aussprechen, wäre ich nimmermehr gekommen. Wer sollte ihm die Gegenstände, die ihn zum Diebe stempeln mußten, in seine Kommode gespielt haben? Ich wüßte niemand, den ich dessen für fähig hätte halten können. — — Sie vergessen auch, daß meine Hausdame ihn auch ertappte — — ihn sah, wie er sich nachts in mein Kontor schlich."

„Bauen Sie darauf so fest? — — Konnte die Dame sich nicht — — geirrt haben?" fragte Williams langsam.

„Sie beschwor es."

„Wie? Das tat sie?"

Das Gesicht des Amerikaners verfärbte sich; er griff an seine Stirn und verharrte so, ohne sich zu rühren.

Helmbrecht sah das nicht. „Nun zweifeln Sie auch nicht mehr, nicht wahr, Mr. Williams?" fragte er.

„Nein — —" entrang es sich mit qualvollem Stöhnen seiner Brust. „Was wurde weiter aus Ihrem Sohne, Herr Helmbrecht? Was geschah in Amerika mit ihm?"

„Ich hatte ihn in die Fabrik zu einem Geschäftsfreunde nach Chicago gegeben. Anfangs erhielt ich regelmäßig Bericht. Er lautete befriedigend, ja, er stellte meinem Sohn ein glänzendes Zeugnis aus. Da — — ich war gerade im Begriff, ihn früher, als ich beabsichtigt hatte, zurückzurufen, traf mich eine niederschmetternde Kunde: Georg — war aus Chicago, aus der Fabrik geflohen — — Alle Nachforschungen waren erfolglos — er blieb verschollen bis — — heutigen Tages. So verlor ich meinen einzigen Sohn und Erben — — für immer — —"

Seine Stimme versagte — — sie brach ab, und nur ein seltsam herzzerreißender Ton kam über seine Lippen.

Der Amerikaner rührte sich nicht, und mit keinem Laut unterbrach er die qualvolle Stille, die für einige Sekunden eintrat.

„Ob er tot sein mag?" Wie zu sich selbst sprach Helmbrecht diese Worte nach einer Weile vor sich hin. „Wenn ich nur glauben könnte, daß er ehrlich und rechtschaffen gestorben ist! Aber ich weiß nichts von ihm und — — werde nie von ihm wissen. Niemand kann mir Beweise seiner Unschuld bringen. — — Und brächte man sie mir dennoch, müßte ich mich dann nicht um so härter anklagen, müßte die Verzweiflung darüber mich nicht zum Wahnsinn treiben? Williams, Williams, könnten Sie in meine Seele schauen! — Sie würden erschrecken, wie es darin aussieht. Zweifel, Reue, Sehnsucht, Groll — — alles auf einen Platz gehäuft. Dazu der niederschmetternde Gedanke, die Lossagung und Flucht meines Sohnes. meine jetzige Blindheit wäre Strafe für meine Grausamkeit, die selbst durch die mögliche Schuld des Sohnes nicht gerechtfertigt ist."

„Oh, nicht doch, Herr Kommerzienrat, was quälen Sie sich mit solchen Vorstellungen?"

Williams ergriff die eiskalte Hand Helmbrechts und drückte sie. „Die Aerzte geben Ihnen doch Hoffnung auf Wiedererlangung der Sehkraft."

„Sie geben sie, ja. Aber wer kann darauf bauen? Wie leicht ertrüge ich das harte Geschick, wenn ich einen Sohn an meiner Seite hätte! — — Gottlob, Williams, daß ich Sie wenigstens habe. Verlassen Sie mich nicht, bleiben Sie bei mir bis es entschieden ist, ob ich je wieder das Himmelslicht werde schauen dürfen, oder ob ich in ewige Nacht versinken muß. Können Sie mir das versprechen?"

„Ja, ich verspreche es." Wie ein feierliches Gelübde klang die tiefe, sonore Stimme des Amerikaners durch den Raum. „Ich verlasse Sie nicht — —ich werde alle meine Kräfte einsetzen für das Wohl der Fabrik."

„Ich glaube, was Sie sagen; Sie versprechen nichts ins Leere hinein. Und Ihre Worte haben eine wunderbar beruhigende Wirkung auf mich, wie eigentlich immer. Was haben Sie nur für eine geheimnisvolle Macht, Sie wunderlicher Mensch? — — Schade, daß ich Sie nicht sehen kann: aber Ihre Stimme berührt mich schon wohltuend, selbst der fremdartige Akzent stört mich nicht. Sie sprechen ein vorzügliches Deutsch."

„Ich liebte die Sprache stets, darum studierte ich sie eifrig."

„Ihre Eltern waren Deutsche?"

„Nein, — — nicht eigentlich — — die Großeltern waren ehemalig von Deutschland nach Newyork gekommen."

„Leben Ihre Eltern noch?"

„Ja — — in Newyork."

„Und Sie haben sie verlassen, um nach Deutschland zu kommen. Wenn Ihre Eltern ahnten, wie lieb und unentbehrlich Sie einem armen deutschen Manne geworden sind!"

„Ich teilte ihnen bereits mit, welche Aufgabe ich mir hier gestellt habe, und daß sie mich für einige Jahre freigeben müßten."

„Und sie sind einverstanden?"

„Ja — — vollkommen. Aber auch, wenn sie es gewesen wären — — so hätten sie sich fügen müssen. Der Auftrag meines Chefs in Newyork und — — und — — der feste Wille eines Mannes hätte ihnen stets gegenübergestanden."

„Sie sind jetzt vierunddreißig Jahre alt? Sie sagten es mir neulich."

„Ja, Herr Kommerzienrat."

Helmbrecht seufzte schwer auf. „So alt müßte jetzt auch mein Sohn sein. Er war sechzehn, als er fortging und jetzt sind achtzehn Jahre darüber vergangen: Wissen Sie, welches Bild ich mir von Ihnen mache, Mr. Williams?" setzte er plötzlich hinzu, vielleicht um sich von der traurigen Erinnerung, die ihn wieder übermannen wollte, abzulenken.

„Nun, Herr Kommerzienrat? Ich bin gespannt."

„Sie haben dunkelblondes, etwas in die Höhe strebendes Haar."

„Das stimmt auffallend."

„Ferner dunkelgraue, scharfblickende, kluge, liebe Augen."

„Dunkelgrau mag wohl richtig sein, über die anderen Zusätze habe ich kein Urteil," lachte Williams belustigt auf.

„Es wird schon seine Richtigkeit haben, lieber Williams." Er klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter. „Aber ich Egoist halte Sie hier eine Stunde mit meinen traurigen Erinnerungen fest und entziehe Sie dadurch meiner Familie. Ich glaube, Inge sprach mir davon, daß Sie heute erwartet werden."

„Ja, Ihre Frau Gemahlin war so gütig, mich zum Tee einzuladen. Ich habe versprochen, mich für ein Stündchen freizumachen."

„Nur für ein Stündchen?"

„Die Arbeit drängt, die Zeit ist kostbar."

„Ich weiß, ich weiß — — Sie haben etwas Großes vor. Aber überanstrengen Sie sich nicht. Denken Sie daran, daß die Gesundheit das höchste Gut ist. Und nun gehen Sie, Mr. Williams. Meine Familie soll um meinetwillen nicht zu kurz kommen."

Der Amerikaner stand auf und blieb zögernd vor Helmbrecht stehen.

„Wollen Sie nicht mit mir kommen, Herr Kommerzienrat?"

„Lassen Sie mich nur hier, lieber Williams. Warum soll ich griesgrämiger Mann Ihnen allen die Laune verderben?"

„Sie werden uns die Laune nicht verderben, und ich lasse Sie nicht hier allein zurück."

„Sie fürchten, daß ich wieder in meine trüben Erinnerungen verfalle, wenn ich allein bin?"

„Ja, Herr Kommerzienrat. Warum wollen Sie sich über Dinge, die längst verjährt sind, sorgen und grämen? Sie schaden nur Ihrer Gesundheit."

„Sie mögen recht haben, aber so etwas verjährt wohl nie."

„Sie denken nur an das Verlorene. Denken Sie doch an das, was sie noch besitzen. Und das ist ja so viel."

„Eine liebe Frau, eine liebe Tochter. Williams, an Ihnen ist ein Prediger verloren gegangen. Sie wissen eindringlich zu mahnen und ins Herz zu treffen. Ich füge mich also und begleite Sie. Führen Sie mich denn zu den Meinen."

Helmbrecht erhob sich und legte seinen Arm in den des Amerikaners. So schritten beide Männer langsam der Tür zu. Sie hatten fast dieselbe ansehnliche Größe, waren beide kräftig und breit gebaut.

„Meine Frau wird staunen, daß ich mich entschlossen habe, den heutigen Abend in meiner Familie zuzubringen. Selbst ihr liebevoller Zuspruch vermochte an diesem Erinnerungstage nichts über mich, obgleich sie es von Anfang an verstanden hat, mich über mein Geschick zu trösten. Welch köstlicher Schatz eine solche Frau ist, werden Sie hoffentlich auch einst erfahren. Was sind dagegen bezahlte Kräfte? Der Entschluß, mich wieder zu verheiraten, wurde mir damals wegen meiner Hausdame, die mir treu ergeben war, schwer, aber heute preise ich ihn."

„Ihre Hausdame verließ Sie bald nach Ihrer Verheiratung?" fragte Williams

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Der Stern des Ministers

Zu den eigenartigsten Gestalten gehörte der Professor der Anatomie Cichorius, der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Universität Dorpat wirkte. Er war ein Original, ein scharfsinniger, mit ungewöhnlichem Gedächtnis begabter Kopf. Dabei war er ein schwerer Trunkenbold und mochte das Tageslicht nicht leiden, saß vielmehr am Tage wie in der Nacht bei heruntergelassenen Läden und brennenden Kerzen in seiner Wohnung.

Mit der Wissenschaft stand es damals in jenen Gegenden überhaupt etwas kläglich. Die berühmtesten Professoren mußten sich jedem General, der als Aufsichtsperson vom Zaren an die Universitäten geschickt wurde, beugen und seine Gunst zu erhalten trachten. Eine bezeichnende Geschichte wird aus dem Jahre 1838 von dem Astronom Struwe und dem Minister Uwarow erzählt. Der Astronom, der nicht nur wegen seiner Beobachtungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Astronomie, sondern auch wegen seiner großen Gewandheit bekannt war, die er in allen Lagen des Lebens zeigte, suchte in der ersten Zeit nach der Ernennung Uwarows zum Minister einige Wünsche für sein Observatorium durchzusetzen. Er mußte zu diesem Zwecke sich den Minister auf jeden Fall günstig stimmen und benutzte Uwarows Anwesenheit in Dorpat zu einem diplomatischen Trick. Er lud den Minister zur Besichtigung seines Fernrohres ein. Der Minister kam.

„Leider," sagte Struwe zu dem Minister, „haben wir die ganze Zeit über schlechtes Wetter gehabt, und ich habe es deshalb nicht gewagt, Ihnen die Unbequemlichkeit unseres Refraktors bei Nacht zuzumuten; jetzt kann man freilich, bei dieser Witterung, nur noch deshalb durch ihn sehen, um sich von seiner außerordentlichen Empfindlichkeit bei jeder Gelegenheit einen Begriff zu machen." Uwarow sah durch das Fernrohr. „Aber erlauben Sie," sagte er plötzlich, „ich sehe da etwas, wie mir scheint: einen Stern."

„Unmöglich, hohe Exzellenz," rief Struwe aus.

„Nun, dann sehen Sie doch selbst!" erwiderte Uwarow.

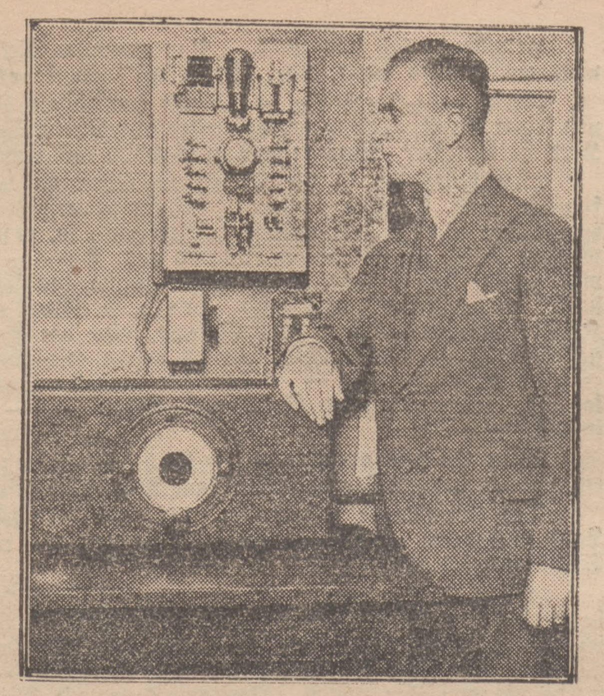
Struwe blickte hinein, sagte aber zunächst kein Wort, blickte dann noch einmal durch das Fernrohr, verfiel in den Ausdruck des Staunens und Entzückens und erklärte mit lauter Stimme: „Erlauben mir, hohe Exzellenz, Ihnen zu gratulieren: Sie haben eine Entdeckung gemacht! Es ist ganz ungewöhnlich und unbegreiflich, wie das eigentlich hat geschehen können, daß Sie zum ersten Male hier einen noch unbekannten Fixstern erblickt haben; von heute ab wird er in die Liste der neu entdeckten Fixsterne eingereiht werden." Am gleichen Abend hielt Struwe vor einer Reihe von Professoren in einer Gesellschaft, zu der auch der Minister eingeladen war, einen Vortrag über den von seiner Exzellenz neu entdeckten Fixstern. Uwarow war natürlich im siebenten Himmel und ahnte durchaus nicht, daß nicht er der zufällige Entdecker des Sternes war, sondern daß Struwe den Himmelskörper schon vorher ausfindig gemacht und mit raffiniertem diplomatischen Geschick dem Minister die Entdeckung zugeschanzt hatte. Die Hauptsache war, Struwe erreichte seinen Zweck, und der Minister war glücklich.

Sonderbares Walten des Schicksals

Vor einigen Tagen brachte die gleiche Postbestellung Freude und tiefstes Leid in die bescheidene Wohnung einer armen Witwe in der Nähe von Lemberg. Der einzige Sohn der dort wohnhaften Frau Eisenstein war vor Jahren nach Palästina ausgewandert und hatte seiner betagten Mutter zum Abschied ein Dollarprämienlos zum Geschenk gemacht. In der letzten Ziehung fiel auf die Nummer ein Gewinn von 8000 Dollar. Diese Nachricht erhielt die Witwe von der Bank, bei der das Los deponiert war. Gleichzeitig übergab der gleiche Briefträger ein Schreiben aus Jerusalem, das Frau Eisenstein in dürren Worten mitteilte, daß ihr Sohn in den Kämpfen mit den Arabern in der letzten Zeit gefallen sei. Die Frau erlitt einen derartigen Nervenschock, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird.

Ford organisiert die Müllverwertung

Henry Ford arbeitet an einem neuen Projekt, dessen Verwirklichung die Reihe seiner Wirtschaftsreformpläne würdig fortsetzt. Er hat der Gemeindeverwaltung von Detroit und den umliegenden Ortschaften den Vorschlag gemacht, den Müll, dessen Wegschaffung für die Behörden besondere finanzielle Mittel erforderlich machte, von sich aus einsammeln und wegräumen zu lassen. Er will ein besonderes Laboratorium bauen, in dem neue Methoden ausprobiert werden sollen, den Müll auf wissenschaftlicher Grundlage in Fette und Dungstoffe umzuwandeln. Das Unternehmen soll seinem Konzern angegliedert werden und der Gewinn sozialen Einrichtungen für seine Arbeitnehmerschaft zugutekommen.



Ein Radiowecker erfunden

Der Leiter der Berliner Versuchsstelle für Fernmeldewesen der Polizei, Polizeihauptmann Dr. Ristow, hat einen Radiowecker konstruiert, der an jede Funkanlage angeschlossen werden kann. Der Vorteil dieser sehr wichtigen Erfindung liegt darin, daß sie den Funker einer Empfangsstation an den Apparat ruft, d. h. daß der Funker — ohne ständig am Apparat sitzen zu müssen — doch alle Sendungen aufnehmen kann. — Unsere Aufnahme zeigt den Erfinder mit seinem Radiowecker.

Der Seemann mit den zwei Frauen

In Neuyork steht ein Mann namens Carson vor Gericht. Früher einmal war er bei der Luftflotte gewesen, und jetzt ist er Zahlmeister auf einem der großen amerikanischen Ozeandampfer. Er ist angeklagt, in Washington und in Neuyork je eine Frau zu haben, die er beide standesamtlich geheiratet hatte. Lange Zeit geht die Sache nun schon, ohne daß eine von beiden etwas bemerkt oder sich benachteiligt gefühlt hätte. Aber jetzt muß er sich doch einmal versprochen haben; und zwar ist es die Washingtonerin, die die Sache herausgebracht hat.

Es gibt immer wieder gute Ideen

Herr Julius Baer, Inhaber eines Blumengeschäfts in Cincinnati, hat einen guten Einfall gehabt. Er sagte sich, daß man seine Blumen durchaus nicht nur im Laden zu verkaufen braucht, und sandte zunächst einmal 800 Kaufleuten seiner Stadt je eine Rose ins Büro, sauber in einer Halteklammer befestigt, um sie auf der Schreibtischplatte anbringen zu können. Auch ein Röhrchen für die Aufnahme von Wasser enthält die Vorrichtung.

Jeden Montag, Mittwoch und Freitag wechseln seine Boten — er beschäftigt zu diesem Zweck drei junge Studenten — die Rosen oder andere gewünschte Blumen auf den Schreibtischen dieser strengen und ernsten Geschäftsmänner gegen neue Blüten aus. Die Spekulation gelang glänzend. Binnen zwei Monaten hatten seine jungen Helfer ihm 500 neue Dauerkunden gewonnen.